

Ueber den Branntweingenuss in einer operierenden Armee

Autor(en): **Michaelis**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **13=33 (1867)**

Heft 38

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-94042>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es wäre ein leichtes, die Infanteriebataillone nach bestehenden Kantonalwiederholungskursen auf einen kleinen Tagesmarsch von dem Vereinigungspunkte (Freiburg) entfernt brigadeweise in enge Kantonnierungen zu vereinigen und so den Brigade- und Divisionskommandanten Gelegenheit zu geben, sich in der Führung der ihnen unterstellten Truppenzahl einige Male zu üben. Die Brigaden der einen Division könnten sich in Murten und Peterlingen, diejenigen der andern in Freiburg und Romont konzentrieren. Für Divisionsmanöver würden die ersten bei Wisflisburg, die anderen in der Gegend von Cotens günstiges Terrain zur Genüge finden.

Ueber den Branntwein-Genuss in einer operirenden Armee.

(Vom Regimentsarzt Dr. Michaelis.)
(Kamerad.)

Die operirenden Heere kämpfen gegen zwei besondere Hauptfeinde, gegen unerbittliche Gesetze des menschlichen Organismus und gegen sanitätliche Terrainschwierigkeiten. Sie sind nicht in der Lage, wenigstens gewöhnlich nicht, diesen Hauptfeinden auszuweichen, denn sie hängen sich unzertrennlich an die Erreichung und Behauptung der Operations Objekte. Wenn wir einen Mann zwingen, mit allen „Hilfen der Disziplin“ zwingen, in der Glühhitze des Hochsommers zu marschiren, Märsche bis 4 Meilen und darüber mit Saak und Pack zurückzulegen, ein Freilager im Regen, bei Wind und Wetter nach heissem Marsch zu beziehen, — im Winter bei Schnee und schneelig-gemischtem Wassergüssen sein hartes Leben auf eine ganze Kette von Proben zu setzen, so sündigen wir gegen die Naturgesetze.

Würden wir an den menschlichen Organismus keine andere Anforderung stellen, als die Höhe seiner Leistungsfähigkeit unter normalen Bedingungen zu erproben, so wäre das ein noch immer naturgemäßes Experiment, aber wir gehen ja darüber weit hinaus, wenn wir dem schwitzenden Soldaten ein nasses, kaltes Lager bieten, wenn wir gegen seinen Organismus in einer mächtig wirkenden Skala die Schädlichkeiten anstürmen lassen.

Ganz analog handeln wir, wenn wir von den Heeresmärschen verlangen, im Delta der Flüsse, in der Nähe großer Moräste, in dem Bereich der Lagunen und inmitten klimatischer Gefahren mit dem Bollgewicht ihrer Leistungsfähigkeit in die Kriegsszenen einzutreten. Denken wir an die Engländer im Delta des Ganges (in der Nähe der Soondurbuns), wo die Fieber der Malaria in jedweder Gestalt, von der Ruhr bis zur Cholera, nie ausgehen, an die Franzosen in Algier, die heute auf brennendem Sande und morgen in den kalten Klüften des Atlas lagern, an die Holländer auf Java, an die Korps zu Mexiko,

an die eigene Armee vor Komorn, Venedig, Mantua u. s. w., so werden wir ohne tiefere wissenschaftliche Erörterung eingestehen, daß alle diese Lagen, wo tellurische Schädlichkeiten sich in Permanenz erheben, dem Naturleben nicht entsprechen. Dort ist eine Summe von Giften in steter Aktion, und es erfolgt in den Organismen die Reaktion mit mathematischer Sicherheit. Nun, unsere Armee ist glücklicher Weise nicht in den Lagen und hat ihre Zukunftskämpfe in der gemäßigten Zone zu führen, aber sie kann den gradweisen Abstufungen schädlicher klimatischer Einflüsse niemals ausweichen, denn sie sind in den eigenen Provinzen, wie in den Grenzländern mäßig genug vorhanden.

Gehen wir von diesem Standpunkte aus rückwärts und orientiren uns, wie die Armeen der zivilisirten Nationen die ärztlichen Terrainschwierigkeiten bekämpften, so finden wir überall dieselben Mittel angewendet. Alle mit bekannten Armeen führten gegen sie die stärksten Spirituosa auf, stellenweise kolossale Massen von Rum, Arak, Gin, Branntwein aller Art. Und diese starken Getränke, die man in sehr verschiedenen Formen für verschiedene Zwecke angewendete, bewiesen sich zur Einschränkung des ohne sie stets wachsenden Unglücks gerade so nützlich, wie die Belagerungs-Geschütze gegen die Umfassungen fester Plätze. Man hatte kein Surrogat für sie, so wenig die letzteren humane Remplazants finden werden.

Unsere Truppen befinden sich im Privatleben stets unter ähnlichen Verhältnissen. Temperatur-Wechsel und Feuchtigkeits-Ueberschüsse, die Niederschläge vom Thau bis zum strömenden Regen müssen sie ohne jeden Zweifel, wenn keine Vorkehrungen getroffen werden, krank machen. Die Soldaten werden je nach ihrer Rigidität allmählig alle krank, wenn die Schädlichkeiten anwachsender andauern. Wir haben gesehen, daß Regimenter der eigenen Armee wiederholt neu aufgestellt werden mußten, ohne daß ein entsprechender Feuerverlust stattfand. Warum sollten wir uns eines von der ganzen gebildeten Welt anerkannten Präservativs entledigen, welches wohl nicht das Unglück verhütet, aber dasselbe in enge Grenzen bannt? Wir werden darauf zurückkommen und hier nur konstatiren, daß das schlagendste Argument, die Geschichte, für den „geordneten“ Genuss der starken Spirituosen bei Operationen der Heeresmärsche im Wind und Wetter, im sumpfigen, waldigen Terrain spricht.

Gehen wir zum kriegerischen Alltagsleben über, reden wir mit dem Manne, der sich von der thaubedeckten Erde erhebt und oft nicht die Zeit hat, sich die Pfeife anzuzünden, geschweige denn ein warmes Frühstück zu bereiten. Wie oft erlebten wir diese Gile! Soll ich vom Mincio ober der Elbe reden? Was haben wir denn der Mannschaft, die möglicherweise bald in die Affaire gezogen wird, zu bieten? Wenn wir ihr einen guten Morgen vom Herzen wünschen, so reichen wir ihr ein kleines Gläschen Schnaps und ein Stück Brod. Vor dem Schlimmsten schützt beides.

Es ist ein Irrthum zu glauben, daß hier der Wehr-

den gleichen Dienst leistet. Portwein und Sherry — o ja, die thun dasselbe, aber ein Oesterreicher und ein leichter Ungarwein gewiß nicht. Karlowitzer, Ofner und Meneser stehen aber nicht zur Verfügung eines Heeres. Leichte Weine, heißen sie wie sie wollen, erwärmen den Soldatenmagen nicht, sie widersprechen sehr Vielen, und wenn ich von der eigenen Person reden darf, so erkläre ich, daß ich mit Tagesanbruch ein Glas Wasser ihnen vorzulegen würde. Alles hat seine Zeit, und so herrlich ein Glas Bier mundet, so wenig kann man es nüchtern genießen. Der leichte Wein, der zur Mittagszeit wie am Abend nach der Leistung unerseßlich sein mag, gehört nicht in die Hauptmittel für den kalten, frühen Morgen.

Der Soldat marschirt in glühender Sonnenhitze, er ermattet. Was nützt ihm, wenn er kein frisches Wasser hat, mehr — ein warm gewordener leichter Wein, oder ein Glas Absynth, Kümmel, Rum, das in Wasser verdünnt die gleiche Temperatur angenommen hat? Fragen wir die Offiziere; ich hörte nur eine Stimme darüber, daß unter gleichen Verhältnissen der sogenannte kalte Grog, auch wenn er nicht mehr kühl ist, jedenfalls mehr labt, wie ein Wein, der — man verzeihe die Ausbrüche, die man in Heeresäulen regelmäßig hört, wie Bisse, Urin . . . schmeckt. Von Jagdkameraden vernehme ich stets ein gleiches Urtheil, und ich nehme es fast halb als Regel des Alltagslebens an, gegen die eine einzelne subjektive Ansicht nichts ausrichtet, daß verdünnter Branntwein in der Hitze mehr labt und besser schmeckt, wie die leichten, weißen Weine. Schon hier sei es gesagt: ich rede vom aromatischen Branntwein, nicht vom Fusel.

Auf dem Marsche kommen zwei Gruppen von Marschkranken vor, die Ohnmächtigen und die in Erstickungsgefahr Befindlichen. Ueber die letzteren herrscht selbst bei vielen Aerzten eine ganz konfuse Ansicht, daher man sie als mit Sonnenstich behaftet darstellt. Unter Sonnenstich, der im Zivilleben auch vorkommt, selbst in der Ruhe, wenn ein Mensch sich den heftigsten Strahlen der Sonne auf dunklem Grunde liegend ohne Kopfbedeckung aussetzt, versteht man eine beginnende Gehirnentzündung, die niemals im Handumdrehen verschwindet. Davon Befallene erkranken immer schwerer, marschiren wahrhaftig nicht weiter! Mit diesen Kranken sind die in Erstickungsgefahr Befindlichen nicht zu verwechseln. Diese, welche hier in Rede stehen, fallen um, weil sie nicht mehr im Stande sind, bei aufhabender Last die von der Hitze und Anstrengung halbgelähmten Brustmuskeln zu bewegen; es geht ihnen der Athem aus, wie sie selbst sagen. Sie werden bekanntlich in höheren Graden blau, ihr Gesicht wird gedunsen, als wenn man sie würgte. Wie erhalten diese nach Abnahme der Bürde ihre Kraft wieder? Wie kann man ihnen am raschesten helfen, wenn sie nur zu schlingen vermögen, ja wenn sie nur gut den Mund öffnen? Mit dünnem warmen Wein?! Man glebt ihnen etwas guten Branntwein auf die Zunge, läßt sie ein halbes Glas voll nehmen; das ist das Beste, Sicherste, was sie aus der schwebenden Gefahr rettet. Ich sah sie zu Duzenden sich darauf erholen und halb darauf wei-

ter marschiren. Wären sie von Kopfkongestionen befallen gewesen, wahrlich, der Schnaps hätte diese nicht vermindert, der Sonnenstich wäre verschlimmert, drohender geworden.

Auch die Ohnmächtigen erholen sich nach dem Genuße von etwas lauterem Branntwein. Will man daher keinen Schnaps systematisch halten lassen, so muß er als Medizin mitreisen, und ist als solche doch weit besser, wie einige elende Tropfen des Hoffmann'schen Geistes, den man nervenschwachen Frauen reserviren sollte.

Ich habe bislang dargethan, daß ein Arzt, welcher sich auf die Kriegsgeschichte stützt, den Branntwein als Medikament nicht zu entbehren vermag. Für den kühlen Morgen, für das feuchte Bivouak am Abend, in sumpfigen Gegenden, großen Ebenen u. s. w. ist er angezeigt. Kann man einen Branntwein reichen, der mit warmem Wasser und Zucker einen für die Mannschaft genießbaren Grog liefert, so soll er auch als solcher, wenn Zeit und Umstände, das erlauben, genossen werden.

Es fragt sich jetzt, ob es zu exklusiv von mir gewesen ist, die Weinverpflegung auf ein Minimum herabzusetzen. Wohl habe ich niemals behauptet, daß der Wein nicht das beste Mittel zur Kräftigung der Mannschaft am Tage, beim Mittags- und Abendmahl sei, daß er sich hier durch den Branntwein ersetzen ließe, jedoch glaube ich, daß die Intendantur nicht im Stande sei, haltbare Weine für große Armeen zu liefern. Die Verpflegung der östreichischen Armee hat das im Jahre 1866 widerlegt, aber sie hat es auch nur durch wenige Monate gethan, und wir wissen nicht, ob sie es in länger dauernden Feldzügen, ob sie das fern von einer wohl erhaltenen Eisenbahn durchsetzen wird, darüber müßte erst die Zukunft entscheiden, und ich glaube nach den eingezogenen Erkundigungen nicht, daß eine derartige Verpflegung mit den zu Gebote stehenden Feldmitteln für schlechende Feldzüge und ohne Beihilfe der Eisenbahn zu erschwingen ist.

Nichts desto weniger bin ich weit entfernt zu wünschen, daß nicht so viel Wein, wie nur geschafft werden kann, disponibel werde. Der Wein verdränge nur für die bestimmten Anzeichen den Branntwein nicht! Sie können beide neben einander sehr gut bestehen, sie müssen sich ergänzen.

Was nun die Surrogate des Branntweins betrifft, namentlich den Kaffee, den manche Aerzte, gewöhnlich solche, die das Bivouak nie oder seit langen Jahren nicht mehr frequentiren, für ein besseres Genuß- und Heizmittel halten, so ist darüber eigentlich kein Wort mehr zu verlieren. Entweder hat der Soldat keine Zeit, Bohnen zu bearbeiten, oder er erhält sie in einem präparirten Zustande, wo er zu andern Illusionen noch jene hinzufügen kann, daß er ein Getränk-Material höchst zivilisirter Völker zu sich nehme. Mir will es scheinen, als ob es eine unvollständige Vorsicht wäre, Kaffee mit oder ohne Mühlen zu liefern, wenn keine Frauen und Kühe mitgesendet werden. — So lange keine Störungen durch elementare Ereignisse den Sanitätszustand der Truppe treffen, mag ein Kaffee, ein Surrogat-Kaffee,

Thee u. dgl. m. ein gutes Frühstück sein, aber beim Eintritt gastrisch-katarrhalischer Affektionen und der sogenannten zymotischen Krankheiten, wie Ruhr, Typhus, Cholera, sollte auch der Rum dazu geliefert werden. Nur dann würden das Morgengetränk und der Schlaftrunk für die Ruhe auf dem zweifelhaften Polster der Natur und der „Aureilen“ so schön blauen Kuppe des Himmels ihren gehörigen Effekt machen.

Für die Vielseitigkeit der Verpflegung suchte ich stets zu wirken, nun denn, ich bin weit entfernt, durch die gelieferten Arbeiten hindern zu wollen, daß für die Kaffeefreunde der Kaffee geliefert werde. Nur dagegen bin ich als Schriftsteller aufgetreten, daß er als ein Mittel benützt werde, den Brantwein gänzlich zu verdrängen, und daß man versuchte, gegen die feindlichen Elemente mit der Kaffeeschale aufzutreten. Wehe denen, welche die Probe machen, sie werden in schwierigen Tagen, wie sie etwa Lord Hastings einst mit seiner Kolonne durchmachte, ihre Vorbeeren höchstens auf die Gefäße malen!

Ein reiner Kornbrantwein und nicht etwa Spiritus, den die Truppe erst zu verdünnen hat, der dabei bekanntlich warm wird, ist zu liefern, und in diesen reinen Brantwein muß Kümmel, Anis, Orangenschalen oder ein ähnlicher Körper durch Organe der Intendantur geworfen werden, der sich beim Ablassen zu Boden senkt, bis dahin Aroma an das Spirituosum abgibt. Besser wäre es, wenn er bei der Lieferung schon klar erschiene. Ein solches Getränk läßt sich für den Marsch mit Zucker und Wasser verdünnen, ist haltbar und billiger wie Wein.

Ferner bin ich damit einverstanden, daß der Genuß des reinen Brantweins, auf dem Marsch, nur als Arznei vom Arzt gereicht werden darf, denn er macht, wenn mehr als ein kleines Glas genossen wird, wenn er nicht mit Wasser verdünnt ist, in der Hitze matt, schläfrig, marschunfähig. Ich bin ferner einverstanden, daß nur ein Glas, wie es üblich ist, mit 1½ Loth am Morgen und 1½ Loth am Abend zur Disposition gestellt werde, sowie 1 Loth, welches im verdünnten Zustand bei Sommermarsch geliefert wird. Nicht weniger halte ich es für rathsam, daß dem Marketender, wenn die Verpflegung regelmäßig von Statten geht, der Ausschank von gebrannten Wassern für die Mannschaft ohne besondere Autorisation verboten bleibe.

Der Brantwein-Genuß, wenn er in den Schranken gehalten wird, wie es die Konsevation der Mannschaft im engeren Sinne des Wortes unter schwierigen Terrain- und klimatischen Verhältnissen erheischt, wie er vom ärztlichen Standpunkt aus festgehalten werden muß, ist für die Konstitution ohne jeden Nachtheil. Ein temperance man wird zwar sagen, daß der Brantwein ein Gift sei und bleibe, man kann ihm aber darauf erwidern, was ein alter Soldat einem solchen Mäßigkeits-Apostel sagte: es muß abrschleichend sein, denn ich trinke es seit länger, denn ein halbes Jahrhundert, und bin kerngesund. Der exzessive Genuß hat eine ganze Reihe von Gefahren im Gefolge. Man sieht sie in der Armee selten, weil man mit Recht sagen kann, daß in der k. k. Armee das Laster der Trunkenheit nur sehr sporadisch vor-

kommt. Es ist daher gewiß Pflicht der Kommandanten, die Präventiv-Maßregeln gegen Trunksucht einzuleiten und gegen Trunkenbolde mit Strenge zu verfahren, aber es hieße eine weit höhere Pflicht, die gegen die Konsevation der Mannschaft überhaupt, verkennen und verlgzen, wenn man das Kind mit dem Bade ausschütten, den Brantwein einfach aus der Region des Heeres entfernen wollte. Das überlassen wir der Exaltation der Quäcker!

Als einen weiteren Irrthum müssen wir es bezeichnen, wenn angenommen wird, daß mit der Entwicklung der allgemeinen Wehrpflicht der Brantweingenuß im Heere, d. h. der offizielle durch Beförderung, unverträglich sei. Der gebildete Mensch untersteht denselben Naturgesetzen, wie der ungebildete, und er ist übler daran den Strapazen des Krieges gegenüber, wie der, welchen aus roherem Stoffe die Natur schuf, um mit dem Dichter zu reden. Gegen den Mann der höhern Stände wird manches Klima, — das nicht in Böhmen liegt, — härter anstürmen, wie gegen den Soldaten, welcher den niedern Volksklassen entstammt. Aber eben deshalb wird er sehr bald gezwungen sein, medizinische Ausgleichs-Mittel zu suchen, wenn er das ungewohnte Lager auf feuchter Erde und noch dazu unter den Auspizien des Jupiter pluvius bezieht. Weil er ein gebildeter Mann ist, wird er keinen leichten Wein zum Schutz gegen die Elemente trinken, und keine schweren, weil er sie nicht kaufen kann. Er wird sich, wie seine Kameraden minderer Gebühr, einen guten Schnaps verschaffen oder, falls er Zeit und Gelegenheit findet, einen warmen Grog, einen Eschai bereiten. Ihm bleibt kein Ausweg, wenn ihm seine Gesundheit lieber ist, als die Interpretationen der Mäßigkeits-Apostel.

Es ist ein erhebendes Gefühl auf Seite derer zu stehen, welche die Sittlichkeit und Würde des Zeitalters vertheidigen; es ist Pflicht der Berufenen, dafür zu sorgen, daß das Heer ein Bild liefere, wie es der Kultur der Gegenwart entspricht; aber es ist gefährlich, die Bestimmung des Heeres zu verkennen, zu vergessen, daß das Kriegsführen inhuman ist, daß es eine Menge Auswüchse auf dem allgemeinen Boden der Moral unvermeidlich im Gefolge hat; zu vergessen, daß wir als Soldaten das Endziel, die Erhaltung des Heeres für einen einzigen Zweck im Auge behalten müssen; zu vergessen, daß wir gegen die Gesetze der Natur mit dem Menschen manipuliren und dazu ungewöhnlicher Hilfen bedürfen.

Wenn Jemand behauptet, daß man mit dem Wein, der einer großen Armee zu Gebote steht, für die Konsevation der Mannschaft dasselbe überall leisten kann, was man mit dem guten Brantwein erreicht, so sagt er das in das Militärische übersetzt mit den Worten: „auch mit Steinschlößern läßt sich Krieg führen.“